



Artikel

Goethes "Werther" und seine zeitgenössischen Kritiker

Leistner, Bernd

in: Goethe-Jahrbuch | Goethe-Jahrbuch - 112 |

Vorträge während der 74. Hauptversammlung

12 Seite(n) (71 - 82)

Nutzungsbedingungen

DigiZeitschriften e.V. gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht kommerziellen Gebrauch bestimmt. Das Copyright bleibt bei den Herausgebern oder sonstigen Rechteinhabern. Als Nutzer sind Sie nicht dazu berechtigt, eine Lizenz zu übertragen, zu transferieren oder an Dritte weiter zu geben.

Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen:

Sie müssen auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten; und Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgend einer Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen; es sei denn, es liegt Ihnen eine schriftliche Genehmigung von DigiZeitschriften e.V. und vom Herausgeber oder sonstigen Rechteinhaber vor.

Mit dem Gebrauch von DigiZeitschriften e.V. und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

DigiZeitschriften e.V. grants the non-exclusive, non-transferable, personal and restricted right of using this document. This document is intended for the personal, non-commercial use. The copyright belongs to the publisher or to other copyright holders. You do not have the right to transfer a licence or to give it to a third party.

Use does not represent a transfer of the copyright of this document, and the following restrictions apply:

You must abide by all notices of copyright or other legal protection for all copies taken from this document; and You may not change this document in any way, nor may you duplicate, exhibit, display, distribute or use this document for public or commercial reasons unless you have the written permission of DigiZeitschriften e.V. and the publisher or other copyright holders.

By using DigiZeitschriften e.V. and this document you agree to the conditions of use.

Kontakt / Contact

DigiZeitschriften e.V.

Papendiek 14

37073 Goettingen

Email: info@digizeitschriften.de

BERND LEISTNER

Goethes „Werther“ und seine zeitgenössischen Kritiker*

Die literarische Öffentlichkeit reagierte aufgewühlt in hohem Maße.¹ Ähnlich extensiv wie der Werther-Streit ist, zwei Jahrzehnte später, lediglich der *Xenien*-Streit noch geführt worden. Der freilich verdankte sich einer literatursatirischen, dabei personalsatirisch gemünzten Provokation ohne Beispiel – die Wogen der Erregung erklären sich in diesem Falle sehr rasch. Die Erregungswogen jenes *Werther*-Streites indes wurden durch einen gefühlsintensiv verfaßten Roman ausgelöst; zumindest vordergründig gibt es bei ihm von aggressiver Schärfe kaum eine Spur; im übrigen konzedierte ihm selbst grimmig gestimmte Rezipienten, daß er als eine literarische Kunstleistung gelten könne, die in sich geschlossen sei und überzeugend wirke. Es war jedoch eben dies letztere, was zugleich den Ausschlag dafür gab, daß die Geister so streitbar sich schieden. Denn die als überzeugend hervortretende Kunstleistung, beschreibend einen Weg zum Freitod, faszinierte in einem Grade, daß abwehrende Aktivitäten geradezu zwangsläufig auf den Plan gerufen wurden. Es schien ein Gebot der Vernunft zu sein, solch literarischem Faszinosum die Wirkkraft zu entziehen, ein Erfordernis der Wachsamkeit, ihm gegenüber immun zu machen.

Es waren vor allem jüngere Rezipienten, die ganz und gar in den Bann des Goetheschen

* Vortrag auf der 74. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar, gehalten in der Arbeitsgruppe B.

¹ Zu verweisen ist auf folgende Materialsammlungen bzw. -beschreibungen: Julius W. Braun: *Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte, Notizen, Goethe und seine Werke betreffend, aus den Jahren 1773–1786*. Berlin 1883. – Johann Wilhelm Appell: *Werther und seine Zeit*. 4. Aufl. Oldenburg 1896. – Mitteilungen über recherchierte Wertherschriften von P. Seliger, G. und P. Schumann. In: *Zeitschrift für Bücherfreunde* 5,2 (1901/02), S. 421–431; Neue Folge 2,2 (1910/11), S. 296–300; Neue Folge 4,2 (1912/13), S. 273–284; Neue Folge 10,1 (1918/19), S. 101–116. – Fritz Adolf Hünich: *Die deutschen Werthergedichte*. In: *Jahrbuch der Sammlung Kippenberg* 1 (1921), S. 181–254. – Fritz Adolf Hünich: *Aus der Wertherzeit*. In: *Jahrbuch der Sammlung Kippenberg* 4 (1924), S. 249–281. – Hermann Blumenthal (Hrsg.): *Zeitgenössische Rezensionen und Urteile über Goethes „Götz“ und „Werther“*. Berlin 1935 (Literarhistorische Bibliothek, Bd. 14). – Von den thematisch einschlägigen Darstellungen seien angeführt: Stuart Pratt Atkins: *The Testament of Werther in Poetry and Drama*. Harvard 1949. – Peter Müller: *Zeiteritik und Utopie in Goethes „Werther“*. Berlin 1969; 2., überarb. Aufl. 1983 (Germanistische Studien). – Klaus R. Scherpe: *Werther und Wertherwirkung. Zum Syndrom bürgerlicher Gesellschaftsordnung im 18. Jahrhundert*. Bad Homburg v. d. H., Berlin, Zürich 1970. – Georg Jäger: *Die Wertherwirkung. Ein Rezeptionsästhetischer Modellfall*. In: Walter Müller-Seidel (Hrsg.): *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972*. München 1974, S. 389–409. – Ingrid Engel: *Werther und die Wertheriaden. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte*. Sankt Ingbert 1986 (Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft, Bd. 13).

Romans gerieten und sich von der gefühlsstark traurigen Geschichte der in den Tod gehenden Werther-Figur zuinnerst ergriffen fanden. Sie wisse „fast das ganze Buch“ nun schon „auswendig“, schrieb die einundzwanzigjährige Auguste Gräfin zu Stolberg am 14. November 1774 an Boie.² Und ihr um drei Jahre älterer Bruder Friedrich Leopold setzte ein emphatisches Ausrufungszeichen nach dem anderen, als er von seiner Lektüre dem „Hain“-bruder Johann Heinrich Voß berichtete: „Werther! Werther! Werther! o welch ein Büchlein! So hat noch kein Roman mein Herz gerührt!“³ Nicht mehr ganz so jung war der fünfunddreißigjährige Christian Daniel Schubart, der in seiner *Deutschen Chronik* den Roman rezensierte. Aber auf jugendlich schwärmerische Art ließ auch er sich vernehmen:

Da sitz ich mit zerfloßnem Herzen, mit klopfender Brust, und mit Augen, aus welchen wollüstiger Schmerz tröpfelt, und sag Dir, Leser, daß ich eben die Leiden des jungen Werthers von meinem lieben Göthe – gelesen? – Nein, verschlungen habe. Kritisiren soll ich? Könnt ichs, so hätte ich kein Herz. [...] Mir wars, als ich Werthers Geschichte las, wie der Rahel im 11ten Gesang des Meßias, wie sie im himmlischen Gefühl zerrann, und unter dem Gelispel des wehenden Bachs erwachte.

Und dann, am Ende des Besprechungstextes:

Soll ich einige schöne Stellen herausheben? Kann nicht; das hiesse mit dem Brennglas Schwamm anzünden, und sagen: Schau, Mensch, das ist Sonnenfeuer! – Kauf's Buch, und lies selbst! Nimm aber dein Herz mit! – Wollte lieber ewig arm seyn, auf Stroh liegen, Wasser trinken und Wurzeln essen, als einem solchen sentimentalischen Schriftsteller nicht nachempfinden zu können.⁴

Schließlich der damals achtundzwanzigjährige Wilhelm Heinse: Er besprach den Roman in der von ihm und Johann Georg Jacobi herausgegebenen Zeitschrift *Iris*; und sogleich eingangs heißt es:

Wer erfüllt hat, und fühlt, was Werther fühlte; dem verschwinden die Gedanken, wie leichte Nebel vor Sonnenfeuer, wenn er's bloß anzeigen soll. Das Herz ist einem so voll davon, und der ganze Kopf ein Gefühl von Thräne. O Menschenleben, welche Gluth von Quaal und Wonne vermagst du in dich zu fassen!⁵

Hernach, am Ende dieses Heinseschen Besprechungstextes, die Quintessenz: „Habe warmen, herzlichen Dank, guter Genius, der du Werthers Leiden den edlen Seelen zum Geschenke gabst.“⁶

Nun hatte es eine romanhafte Gemütsliteratur in Deutschland auch vor 1774 bereits zu lesen gegeben. Begierig waren Richardson und Rousseaus *Neue Heloïse* aufgenommen worden; Verbreitung gefunden und Beliebtheit erlangt hatten Gellert und Sophie von

² Zitiert nach: *Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen*. Zusammengestellt von Wilhelm Bode, neu hrsg. von Regine Otto und Paul-Gerhard Wenzlaff. Berlin und Weimar 1979, Bd. 1, S. 85.

³ 3. Dezember 1774. Zitiert nach: Bode I (Anm. 2), S. 88.

⁴ 5. Dezember 1774. Zitiert nach: Braun (Anm. 1), S. 64.

⁵ 1774. Dezember. Zitiert nach: Braun (Anm. 1), S. 65.

⁶ Ebenda, S. 66.

Laroche. In all den einschlägigen Texten indes war als unangefochten überindividuelle Instanz eine Tugend sieghaft geblieben, der gegenüber es für das Gefühl eine Verselbständigungschance nicht gab. Gefühl und Tugendgebot waren gleichsam zu einem Miteinander verpflichtet worden: zu jener Art Eheverhältnis, das eben der *Werther*-Roman mit einemmal aufkündigte. In ihm manifestierte sich ein ausgesprochen brüsk emanzipatorischer Akt; das bislang seiner hausweiblichen Rolle brav gerecht werdende Gefühl zerriß den Ehevertrag und bestand einzig noch auf sich selbst. Und die dem Roman so enthusiastisch sich öffneten, sie sahen sich stimuliert, ihr fühlendes Vermögen nun gleichermaßen zu entfesseln – zu entfesseln und es dabei einem nachgerade „wollüstig“ tränenseligen Selbstgenuß zuzuführen. Sehr früh schon kam das Wort vom „Werther-Fieber“ auf. Die von ihm Ergriffenen betrachteten den Goetheschen Roman im Sinne eines Kultbuches. Man kleidete sich à la Werther; man pilgerte zum Grab Karl Wilhelm Jerusalem, der als empirische Bezugsperson für die Werther-Figur rasch identifiziert worden war. Und womöglich gab es den einen oder anderen Jüngling tatsächlich, der, als er sich erschoss, es in einem Wahn von Werther-Nachfolge unternahm. Aus London wandte sich an seinen Göttinger Buchhändler, der den Roman ihm zugesandt hatte, Georg Christoph Lichtenberg mit der Frage, ob es wahr sei, daß sich ein junger Herr von Lüttichow „über das Buch erschossen“ habe.⁷ Zumindest also wucherten entsprechende Gerüchte; und sie verbreiteten sich – wie der Roman selbst – flugs über Deutschlands Grenzen hinaus. Lichtenberg aber fügte seiner Frage sogleich noch den Kommentar an: „[...] das mag mir ein rechter Herr von Lüttichow gewesen sein.“ Und er fuhr fort: „Ich glaube, der Geruch eines Pfannkuchens ist ein stärkerer Bewegungs-Grund, in der Welt zu bleiben, als alle die mächtig gemeinten Schlüsse des jungen Werthers sind aus derselben zu gehen.“⁸

Geschrieben hat Lichtenberg diesen Brief am 1. Mai 1775, zu einem Zeitpunkt mithin, da eben nicht mehr nur der Goethesche Roman per se vor Augen stand, sondern zugleich auch – und vor allem – seine Wirkung als Kultbuch. Ein halbes Jahr früher war freilich dies letztere nicht wenigen Geistern schon eine Befürchtung. Wenn aber Lichtenberg dieses Wirkungsphänomen mit spöttisch-ironischer Gelassenheit bedachte, so taten es die meisten jener Frühdiagnostiker – und etliche der später sich Kundgebenden ohnehin – mit etlicher Sorge. Auch und gerade Lessing ist hier zu nennen. Noch im Auslieferungsmonat Oktober 1774 bekam er das Buch von Eschenburg zugesandt; und er las es in einem Zuge. Berühmt geworden ist sein Antwortschreiben an den begeistert schwärmenden Jüngeren: Lessing sprach von „Vergnügen“, das die Lektüre auch ihm bereitet habe, hieß den Roman ein „warmes Produkt“, konzedierte ihm „poetische Schönheit“ – nicht minder jedoch gab er zu verstehen, daß er die Werther-Figur durchaus „verächtlich“ finde, daß er anfälligen jungmännlichen Lesern gleichwohl zutraue, sie könnten widerstandslos in den Bann dieser Figur geraten, und daß er den Autor jedenfalls des Versäumnisses zeihen müsse, am Ende des Buches nicht noch eine „kleine kalte Schlußrede“ hinterdrein geschickt zu haben. „Also [...] noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer je besser!“⁹ Gewiß nun, die Moral, deren Präsenz Lessing im *Werther*-Roman vermißte, war

⁷ An Johann Christian Dieterich. In: *Georg Christoph Lichtenberg. Schriften und Briefe*, hrsg. von Wolfgang Promies, Vierter Band: Briefe. München 1967, S. 239.

⁸ Ebenda, S. 239 f.

⁹ An Johann Joachim Eschenburg, 26. Oktober 1774. In: *Gottbold Ephraim Lessing. Werke und Briefe in zwölf Bänden*, hrsg. von Wilfried Barner zusammen mit Klaus Bohnen u. a., Band 11,2: *Briefe von und an Lessing 1770–1776*, hrsg. von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Georg Braungart u. a. Frankfurt am Main 1988 (Bibliothek deutscher Klassiker, Bd. 36), S. 667.

nicht als eine von platter Art gedacht; Moral freilich war es, was ihm fehlte. Entschieden regte sich der aufklärerisch-pädagogische Impuls, begründend ein Literaturverständnis, das dem Schriftsteller eine gesellschaftlich und sozial verantwortliche Rezeptionssteuerung abverlangte. Dabei bezeugt die im Brief bezeichnete Mangelbehebungs-idee, daß Lessing den Roman nicht nur als reparaturbedürftig, sondern auch als reparierwürdig ansah. Und das aber war eine Erwägung, die sich einem Johann Georg Sulzer etwa durchaus verschloß.

Sulzer hatte soeben den letzten Teil seiner *Allgemeinen Theorie der schönen Künste* publiziert; seinen Kunstbegriff bestimmte wesentlich ein wolffianisch gegründeter Harmonismus; schon 1772 war ihm in den *Frankfurter gelehrten Anzeigen* eine geradezu verächtliche Kritik zuteil geworden. So aber mag der Verdruß über solche Mißschätzung das Urteil über den Goetheschen Roman noch verschärft haben. In seinem Brief vom 4. November 1774 an Bodmer sprach Sulzer schlechthin von „Ketzeri“, die er „aufkeimen“ sehe und der er zutraue, daß sie „gewiß in kurzem allgemein“ werde. Den Goetheschen Roman apostrophierte er als charakteristisches Zeugnis einer verhängnisvollen Entwicklung insgesamt; was zu dominieren begonnen habe, sei jene „Hitze der Empfindung“, die nichts als Schaden stifte; und eben dieser Befund verifizierte sich ihm schlagend schon durch die „Wunde“, die der Roman namentlich dem alten Jerusalem, doch auch der „guten Lotte“ verursachen müsse.¹⁰ Triumph der Empfindsamkeit als Triumph des Amoralischen – Sulzer glaubte eine über die Maßen subversive Zeittendenz registrieren zu sollen. Was aber den Adressaten der Jeremiade, den damals sechsundsiebzigjährigen Johann Jakob Bodmer, betrifft, so kehrte dieser in einem Brief an den Altstettener Pfarrer Schinz moralische, religiöse und ästhetische Generaleinwände gegen den Roman in einem hervor – wobei die ästhetischen darauf rekurrten, daß dem Roman keine Wahrscheinlichkeit eigne: „Wie kann dieser Mensch, der immer außer sich ist, immer so über sich selbst Überlegungen machen?“¹¹ Bittere Quintessenz: „Aber ich sehe, daß der Autor den Witz hochhält, wenn er bis zur Unart mit dem Stempel des Genies bezeichnet ist. Ja, bis zum Laster, zur Schwärmerei. Das ist die Lehre von Moral, Genie und Geschmack bei den Deutschen!“¹² Auch und gerade Bodmer also verweigerte sich entschieden einem differenzierteren Verständnis; er registrierte – ähnlich wie Sulzer – nur mehr die Verletzung tradierter Normen; und er sah schwarz in Hinblick auf die ästhetische und moralische Kultur in Deutschland insgesamt.

Nicht ganz so schwarz sah Friedrich Nicolai. Gewiß, Befürchtungen überkamen auch ihn. Zugleich aber war er unverdrossen genug, auf die Wirkung eines geraderückenden Worts zu setzen; und sein aufklärerisches, zur kritischen Stellungnahme hindrängendes Selbstverständnis machte ihm ein öffentliches Engagement in Sachen *Werther* buchstäblich zur Verpflichtung. Lessing, der sprichwörtlich streitbare Geist, hat öffentlich sich nicht zur Geltung gebracht. Und vermutlich läßt dieses immerhin denkwürdige Schweigen sich darauf zurückführen, daß ihm die Lust durchaus verging, an einem lauten Meinungsgerangel zu partizipieren, das er als förderlichen Streit kaum noch begreifen konnte. Zudem dürfte er die Gefahr gesehen haben, als Kritiker des Romans womöglich unziemlich in Anspruch genommen zu werden: durch solche Romangeegner, vor deren Karren er sich gerade nicht spannen lassen mochte. Eben Nicolai dagegen hat sich in die Kunst

¹⁰ Zitiert nach: Bode I (Anm. 2), S. 75 f.

¹¹ 11. November 1774. Zitiert nach: Bode I (Anm. 2), S. 83.

¹² Ebenda, S. 84.

des Schweigens zeit seines Lebens nicht einüben können; ein Kopf von Lessingschem Format war er ohnehin nicht. Dem *Werther* und der *Werther*-Wirkung widmete er sogleich ein ganzes Büchlein von 60 Seiten Umfang; Anfang 1775 erschien es auf dem Markt – unter dem ausführlich umständlichen Titel: *Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch.*

Ein aufklärerisch-didaktischer Dialog also, der den Rahmen bildet. Die diesen Dialog führen, sind Martin, ein gereifter Mann von 42 Jahren, und Hans, jener Einundzwanzigjährige, den das „Werther-Fieber“ ergriffen hat und der nun durch den Älteren tunlichst bestimmt werden soll, zur Vernunft zu kommen. Damit aber der Jüngere durch Martin überhaupt erreicht werden kann, mußte ihn Nicolai nicht nur als emotional Affizierten, sondern zugleich auch als einen Argumentationsfähigen auftreten lassen; entsprechend geriet ihm die Dialogfigur des Hans nur mehr zu einem solchen Vernünftler, der ob seiner Jugend noch Fehlschlüssen aufsitzt und folglich geduldig weiterer Belehrung bedarf; und letztlich ist dieser fehlschließende Hans nichts anderes als ein Martin alias Friedrich Nicolai im Werden. Dabei stellt, was als ein Fehlschluß hervortreten soll, die diskussionstreibende Aussage des Jünglings dar, der Werthersche Freitod sei als „nothwendig“¹³ zu begreifen. Es ist diese Aussage, die den Älteren nun dahingehend bewegt, den Gegenbeweis zu erbringen; und den wiederum tritt er an, indem er dazu einlädt, mit ihm gemeinsam die Werther-Geschichte verfremdet zu bedenken. Gesetzt den Fall, Werthers Selbstmordversuch wäre gescheitert, und wäre deswegen gescheitert, weil Albert die Pistolen vorsorglich nicht mit tödlicher Munition, sondern mit einer Blase voller Hühnerblut gefüllt hätte – Martin bzw. Friedrich Nicolai macht auf die Möglichkeit einer solchen Wendung der Geschichte aufmerksam; und gemutmaßt wird hernach, wie es mit der dann wohl weitergehen könnte.

Dies auch ist die Stelle, an welcher der Dialog eine Unterbrechung erfährt: durch jene Binnentexte, die der einschlägigen Mutmaßung gehörigen Raum geben. Und dargetan findet sich zunächst, daß die von Albert vernünftigerweise freigegebene Lotte und Werther heiraten, daß die Ehe freilich, da Werther aus Gründen der Haushaltsfinanzierung ein „Amt annehmen“¹⁴ muß und die entsprechende Belastung dem Leben nur in Liebe doch sehr abträglich ist, bald schon in die Krise kommt, daß Lotte gar erbittert fort- und zu ihrem Vater zurückzieht. So aber muß nun Albert, wie weiter fabuliert wird, aufs neue seine Vernunft in die Waagschale werfen, muß Versöhnung stiften, die beiden ein zweites Mal zusammenführen – und diesmal freilich zu einem entleidenschaftlichten ehelichen Miteinander, das sich dauerhaft als stabil erweist und dem in der Folge acht Kinder ihr Dasein verdanken. Auch sparsam zu leben lernt das neu zueinandergeführte Paar: so daß nach sechzehn Wertherschen Dienstjahren sogar das Geld beisammen ist für den Kauf eines gärtnerisch und landwirtschaftlich bestellbaren Anwesens und das Familienoberhaupt sich fortan nicht mehr auswärts zu verdingen braucht. Noch einmal allerdings soll die von Werther erlangte Kontenance auf die Probe gestellt werden: durch einen neureich aggressiven Nachbarmann, der rücksichtslos genug ist, exzentrische Wasserspielereien zu betreiben, welche zu einer Verwüstung von Lottens Tulpen- und von des Hausvaters Kohlanpflanzungen führen. Nur daß Werther diese Probe geradezu souverän besteht; weder läßt er sich deprimieren oder zu Wut- und Schimpfausbrüchen hinreißen, noch strengt

¹³ [Friedrich Nicolai:] *Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch.* Berlin 1775, S. 17.

¹⁴ Ebenda, S. 41.

er einen Prozeß an. Statt dessen offeriert er in aller Freundlichkeit sein Gelände dem schwer erträglichen Zeitgenossen zum Kauf, macht dabei noch, da der andere an Expansion nur allzu interessiert ist, ein höchst erfreuliches Geschäft und kann schließlich nicht nur ein neues Gut schlechthin sich erwerben, sondern gar ein weit größeres, ansehnlicheres.

So steht denn am Ende der Martinschen/Nicolaischen Umerzählung ein Werther, der zu pragmatischer Vernunft gekommen ist und glücklich sich einzurichten vermochte – und Hans schließlich, zu dessen Belehrung diese Umerzählung vorgetragen wurde, ist beeindruckt. Der kurze Schlußdialog, der den Binnentexten noch folgt, endet damit, daß der zunächst Affizierte dem Älteren nun beipflichtet und auch ausdrücklich erklärt, er werde sich nicht erschließen.¹⁵ Durch den mit wolffianisch „gesundem Menschenverstand“ ausgestatteten Martin wird er ebenso zur Lebensklugheit geleitet wie der vorm Tod bewahrte Werther durch einen Albert, den Nicolai zum nachgerade idealen Aufklärungspraktiker erhob. Und die Vorführung beider Exempel sollte im Sinne eines kritischen Vademecums wirksam werden, gedacht für jugendliche Leser des Goetheschen Romans, deren Lektüre von Nicolai unbedingt als steuerungsbedürftig begriffen wurde. Immer wieder hat man die Nicolaische Schrift als Parodie bezeichnet. Ihrer Intention nach ist sie es nicht. Gefaßt sein will sie als pädagogisch inspirierter Text, der es unternahm, den mit dem Goetheschen Roman sich verbindenden Impuls einer ästhetischen Emanzipation popularphilosophisch zurückzubändigen.

Im übrigen hat gegen die Bestimmung des Textes als Parodie bereits Christoph Martin Wieland polemisiert: in seiner Besprechung des Büchleins. Sie erschien Ende März 1775 im *Teutschen Merkur*; und in ihr bezeichnete der Rezensent die Nicolaische Publikation als ein „kleines Digestivpulverchen“¹⁶. Dieses habe der Autor verabreicht, „um den Folgen der Unverdaulichkeit zuvorzukommen, welche sich manche junge Hansen und Hänsinnen durch allzugieriges Verschlingen der Werke des Hrn. G** zugezogen haben möchten“¹⁷; eben dem entsprechend sei das „Werklein“ von „vielen vernünftigen Leuten“¹⁸ mit Dank aufgenommen worden; und schaden könne es jedenfalls nicht. Wieland und Nicolai, zwischen den beiden Gleichaltrigen gab es beträchtliche Spannungen – für das „Werklein“ des Aufklärungsberlinisten fand der Weimarer eine angemessen bestimmbare Kennzeichnungsmetapher, indessen ein Lob, das klar als sein eigenes identifizierbar wäre, sprach er nicht aus. Als wirklich „heilsame Wahrheiten“¹⁹ rühmte er ungebrochen nur jene, die von Nicolai unterbreitet worden seien, indem dieser den rücksichtslos anmaßlichen Nachbarskerl vor Augen geführt habe: Zuviel an Verhöhnung durch die deutschen Geniemänner war Wieland bereits widerfahren, als daß er eine literarische Figur nicht hätte begrüßen können, in der er das jüngstdeutsche Geniegebaren treffend persifliert erblickte. Wenn aber auch Goethe ihn verspottet hatte, so wollte er den nun keineswegs mitverworfen sehen; mit dem *Werther* war er ihm als wirkliches Genie erkennbar geworden; und Wieland, der äußerst lobend den Roman sogleich im Dezember-Heft seines *Teutschen Merkur* besprochen und dabei die Titelfigur in die Nähe eines Hamlet und eines Othello gerückt hatte²⁰, ließ denn auch in seiner Nicolai-Rezension keinen

¹⁵ Vgl. ebenda, S. 60.

¹⁶ 1775. März. Zitiert nach: Braun (Anm. 1), S. 93.

¹⁷ Ebenda.

¹⁸ Ebenda.

¹⁹ Ebenda.

²⁰ Vgl. Braun (Anm. 1), S. 69.

Zweifel, daß er, aufs ganze betrachtet, das zur Rede stehende Büchlein eben doch nur als einen recht unerheblichen, didaktisch platten Appendix fasse.

Ansonsten freilich gab es für Nicolai an Beifallsbekundungen sehr viele. Der Rezensent der *Staats- und Gelehrten-Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten* begann seine Besprechung geradezu mit einem rhetorischen Kniefall:

Wie verehrungswürdig ist uns nicht der Mann, der von dem seltenen Talente, in wahrem launichten Tone zu schreiben, den edlen Gebrauch macht, gesunde auf genaue Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens gebauete Grundsätze auszubreiten, und dem Einfluß der schädlichen oder übelverstandenen zu wehren [...].²¹

Und in den *Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen*, der Spenerschen Zeitung also, heißt es:

Der Verfasser [...] verdient [...] den lebhaftesten Dank der bürgerlichen Gesellschaft, da er ihre jungen Mitglieder von einem Irrwege zurückführt, auf welchen sie, durch das hinreißende Geschwätz eines geblendeten Wegweisers betäubt, vielleicht bis an den Rand des Abgrundes, sorglos hätten forttaumeln können. Dieser Zurechtweisung wegen allein wäre er einer *civica corona* werth [...].²²

Die vom *Werther*-Roman leidenschaftlich Hingerissenen ließen sich freilich keineswegs beeindrucken. In seiner *Deutschen Chronik* schrieb Schubart sarkastisch, daß nur jene „artigen Herrchen“ von der Nicolaischen Wortmeldung angetan sein dürften, die „gewohnt sind, Porcellainfiguren auf den Toiletten zu sehen“; er verhöhlte den Text als die Reaktion eines Mannes, der durch den Geniestrom auch „sein Tulipanenbeetchen“ fortgerissen sehe; und er resümierte: „Das Ding kömmt mir just vor, als wenn ein bebalsamter und bedufteter griechischer Süßling zum Scopas gekommen wär, und gewinselt hätte: gieb doch deinem Laokoon ein Alltagsgesicht.“ Schubarts Schlußausruf lautete: „Nunter mit dem Quark in Entengraben!“²³

Indessen blieb der Beifall für Nicolai auch noch von anderer Seite aus. Der Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze fand dessen Büchlein schlechthin unangemessen – und zwar deswegen, weil läppische Unentschiedenheit vorwalte. Wie aber die gedachte Entschiedenheit in Erscheinung treten sollte, dies demonstrierte er sogleich selbst, indem er den Goetheschen Roman vor den Richterstuhl nun nicht etwa der wolffianischen Vernunft, sondern des Evangeliums zerrte. In seiner zornbebenden Wortmeldung zum *Werther*-Streit, publiziert in den *Freywilligen Beiträgen zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit*, bezog er sich dabei zunächst auf Matthäus 5,28, den Ehebruch betreffend, sodann auf 3,15 des 1. Johannes-Briefes, den Totschlag betreffend; und grimmig stellte er hernach den „verwegensten Widerspruch“ fest, den die Goethesche „Schrift“ gegenüber dem geoffenbarten Wort geltend mache.²⁴ Den Roman brandmarkte er als Verlockung zu unchristlich-verruchter Lebensführung, als teuflischen Freibrief, der anfällige „junge Seelen“ zur Laxheit hinsichtlich der Todsünde des Selbstmordes verfüh-

²¹ 24. Januar 1775. Zitiert nach: Braun (Anm. 1), S. 72 f.

²² 2. Februar 1775. Zitiert nach: Braun (Anm. 1), S. 77.

²³ 16. März 1775. Zitiert nach: Braun (Anm. 1), S. 83.

²⁴ 4. April 1775. Zitiert nach: Braun (Anm. 1), S. 95.

ren werde.²⁵ Und er signalisierte nichts weniger als eine der christlichen Ordnung drohende Auflösungsgefahr. Entsprechend auch sein Mahnruf, daß „Obrigkeiten und Regenten die allergrößte Ursach“ hätten, auf Schriften von der Art des *Werther* höchst aufmerksam zu sein.²⁶

Das war die Stimme der Orthodoxie. Goeze hat dann seinen Beitrag in erweiterter Gestalt auch noch als eigenständige Broschüre veröffentlicht;²⁷ und er hat mit Nachdruck für deren weite Verbreitung gesorgt. In einer anonym erschienenen Spottschrift aber wurde ihm daraufhin prompt attestiert, „Alte und Junge, Männchen und Weibchen“ seien just durch dieses sein Traktat zu Lesern des Romans geworden, wohl gar zu übermäßig gierigen Lesern.²⁸ Und der Spott wird noch dadurch zugespitzt, daß der Anonymus schlußfolgert, eben dies wiederum habe Goeze gewiß disponiert. Denn er habe darauf gebaut, daß die übermäßige Lektüre dem Buch letztlich alle Wirkkraft nehme. Ironisches Kompliment am Ende der Passage: „Wer nur gesunden Menschenverstand hat, wird einsehen, daß dies ein Meisterstück der Entwaffnung des Satans sey.“²⁹

Doch nicht nur ein gutbestallter Theologe wie Goeze sah sich zur Seelenrettung gefordert, man konnte auch, in sich den nämlichen Auftrag zu verspüren und ihm Genüge zu tun, ein stellenlos gewordener Ökonom sein. Johann August Schlettwein, gebürtiger Weimarer und deutscher Adept der physiokratischen Lehre, hatte es zur Ernennung als Rat der fürstlichen Rentkammer in Baden gebracht; und er hatte in physiokratischem Sinne an der badischen Besteuerungsordnung herumreformiert. So war er 1773 gestürzt worden; eine neue Stelle aber fand sich erst 1775 für ihn, eine Professur (in Basel). Dazwischen hatte er demnach Zeit, sich außerökonomisch, als christlich glaubenskämpferischer Literat zu betätigen. *Briefe an eine Freundin über die Leiden des jungen Werthers*³⁰, so lautet der Titel einer ersten Kampfbroschüre Schlettweins; und noch im selben Jahr 1775 ließ er sogleich eine zweite folgen: *Des jungen Werthers Zuruf aus der Ewigkeit an die noch lebende Menschen auf der Erde*.³¹ In ihr nun wird ein nach seinem Tode unerlöster, der fürchterlichsten Höllenpein preisgebener Werther vorgeführt, der tiefste Reue fühlt, sich schonungslos selbst bezichtigt und alle lieben „Seelen auf der Erde“ anfleht: „Betet inbrünstige Gebete für mich zu Gott, der mich izt richtet!“³² Was der vor seinem göttlichen Richter Erzitternde bitter sich selbst vorwirft, ist hauptsächlich dies:

Mein ganzes Herz war Stimmung und Hang zur thierischen Lust; meine Empfindung war Lechzen nach thierischer körperlicher Lust; meine Vernunft Cultur und Verfeinerung der thierischen körperlichen Lust; und mein ganzes Leben Verwendung der Zeit und Kräfte zu thierischer Lust.³³

²⁵ Ebenda, S. 96.

²⁶ Ebenda, S. 98.

²⁷ *Kurze aber nothwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werthers, über eine Recension derselben, und über verschiedene nachher erfolgte dazu gehörige Aufsätze. Aus den freyw. Beytr. zu den Hamb. Nachr. aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, um solche gemeinnütziger zu machen, besonders abgedruckt.* Hamburg 1775.

²⁸ *Schwacher jedoch wohlgemeynter Tritt vor dem Riß, neben oder hinter Herrn Pastor Goeze, gegen die Leiden des jungen Werthers und dessen ruchlose Anhänger.* 1775. S. 14 f.

²⁹ Ebenda, S. 15.

³⁰ Carlsruhe 1775.

³¹ Carlsruhe 1775.

³² [Johann August Schlettwein:] *Des jungen Werthers Zuruf...* (Anm. 31), S. 3.

³³ Ebenda, S. 8.

Und im übrigen seien es „Eitelkeit und Ehrsucht“³⁴ gewesen, denen er gottvergessen gefrönt habe. Wenn er aber mit seiner Stimme, der eines „erbärmlich leidenden Sünders“³⁵, nun die noch Lebenden zu erreichen suche, dann auch deshalb, weil er inbrünstig vor dem, dessen er sich schuldig gemacht, warnen wolle. Dringliche Aufforderung zum Schluß: „Hasset allen falschen Weg, auf welchem meine Seele gieng, und wandelt in der Wahrheit Gottes! –“³⁶ Werther somit als jener Teufelsbündner, der, dem Faust des Volksbuches ähnlich, seine Vita am Ende verwirft und sich selbst zum warnenden Exempel erklärt. Das literaturkritische Urteil in Nicolais *Allgemeiner deutscher Bibliothek* lautete: „So lächerlich ist wohl nie einer Epopee begegnet worden.“³⁷

Unterdes aber war die Flut der durch den Goetheschen Roman ausgelösten Texte längst schon überdimensional geworden; und der Einzelbeitrag verlor sich geradezu in ihr. Es wimmelte von Rezensionen und Gegenrezensionen, von Pamphleten, Satiren, moralisierenden Betrachtungen und Episteln, von an den *Werther* sich anhängenden Romanen, Dramen, Gedichten. Wieder und wieder wurde über das Problem des Selbstmordes gehandelt; dabei gab es Verdammungstraktate einerseits, Betrachtungen vom Standpunkt des „gesunden Menschenverstandes“ aus auf der anderen Seite; und immer aufs neue wandte man sich der Frage nach der Wirkkraft jenes wertherischen Exempels zu, das die Orthodoxen als satanisch verführerisch schlechthin qualifizierten, die Wolffianer dagegen deshalb für gefährlich erachteten, weil sie meinten, die Aufklärung, zumal die Volksaufklärung, sei noch lange nicht am Ziel und habe noch keineswegs in verlässlichem Maße vorbauen können. Noch, so stellte der Breslauer Popularphilosoph Christian Garve fest, seien die Menschen „zu dem System von Ideen und Empfindungen“ nicht gekommen, „das nach ihrer Natur mit der Wahrheit und der Beschaffenheit des Ganzen am genauesten“ übereinstimme.³⁸ Und dem Autor des *Werther*-Romans warf daher auch er vor, eine im Zeichen von Leidenschaft agierende Figur vor Augen geführt zu haben, deren „irrige Begriffe“ und „falsche Gründe“³⁹ unvermittelt auf ein Publikum träfen, mit dessen selbständiger Relativierungs- und Korrekturfähigkeit jedenfalls kaum gerechnet werden könne.

Daß aber der Ansteckungseffekt, der von Werthers leidenschaftlicher Vernunftlosigkeit ausgehe, bei jugendlichen Leserinnen anders sich realisiere als bei jugendlichen Lesern, auch dies wurde diagnostiziert. Und nicht zuletzt spiegelt sich die betreffende Diagnose in einer humoristisch romanhaften Prosa, die 1776 von dem Eisenachischen Geheimen Kammerrat Ernst August Anton von Göchhausen publiziert wurde. Der Text trägt den Titel: *Das Werther-Fieber, ein unvollendetes Familienstück*; und hier nun wird erzählerisch unterbreitet, daß die Infektionssymptome, die sich beim Jüngling zeigen, von denen, die das Verhalten des Mädchens zu erkennen gibt, durchaus abweichen. Denn Wilhelm Wilig, dem jungen Kaufmannssohn, wird eine Gefährdung dahingehend attestiert, daß er sich nach der Roman-Lektüre einen bedenklichen Begriff von individueller Freiheit zu eigen gemacht habe; im Disput verteidigt er den; zudem läßt er noch wissen, er zweifle an der Unsterblichkeit der Seele und sei dem eudämonistischen Glaubenspostulat abhold

³⁴ Ebenda, S. 22.

³⁵ Ebenda, S. 38.

³⁶ Ebenda, S. 80.

³⁷ 1777. 2. Angang, 5. Abtheilung. Zitiert nach: Braun (Anm. 1), S. 368.

³⁸ In: J. J. Engel: *Der Philosoph für die Welt*. 1775. 1. Theil, 2. Stück. Zitiert nach: Braun (Anm. 1), S. 129.

³⁹ Ebenda, S. 132.

geworden. Wenn derart aber bei ihm sich schiefe Meinungen ausgebildet haben, so bestimmt sich das „Werther-Fieber“ im Falle der Braut durch schlimme Gemütsverdunkelung. Er also steht als querköpfig Streitender und im Streit auf seiner Querköpfigkeit Beharrender vor Augen, wohingegen Sybilla Vips, die weibliche Person, das Lachen verlernt hat und kummerbeschwert dahinsieht. Am Ende wird der wertherische Querkopf vom Vater nach Amerika expediert. Dort hat er unter General Washington gegen die Engländer zu kämpfen. Sollte er im Kriege fallen, so meint der Vater, dann eben falle er. Sollte er indes am Leben bleiben und nach zwei Jahren zurückzukommen wünschen, dann dürfe er dies, freilich nur als restituirter Christ und „rechtschaffener Mann“⁴⁰. Und aber Sybilla? Ihrer nimmt sich die geschickte lebenskluge Hausmagd an; im übrigen wird die Versendung in ein Kurbad geplant. Vielleicht daß auch bei ihr in zwei Jahren aller Schaden behoben sein würde? – und also die beiden, Wilhelm und Sybilla, womöglich doch noch vernünftig heiraten könnten?

Dabei nun hatte, längst bevor zwecks Heilung der junge Mann in den Krieg und die junge Frau ins Sanatorium verschickt wurden, kein Geringerer als der Romantheoretiker Christian Friedrich von Blankenburg der literarisch-prosaistischen Leistung des Goetheschen Textes sich zugewandt und durch eingehend gründliche Betrachtung zu erweisen versucht, daß die mitgeteilte Individualgeschichte eines exzeptionellen Charakters zuinernerst wahrhaftig gestaltet sei und in sich eine denkwürdig genaue Stimmigkeit offenbare. Die Lektüre, so Blankenburg, stoße dem Leser gleichsam Fenster auf, wirke erweiternd auf seine Fähigkeit der Teilnehmung, könne dazu verhelfen, daß er „über die Verhältnisse zwischen Menschen und ihren Zufällen und den gegenseitigen Einfluß von Begebenheit und Charakter“⁴¹ wissender und differenzierter nachzudenken lerne. Die verbreitete Meinung, der *Werther*-Roman sei geeignet, die Zahl der Selbstmörder zu vergrößern, findet sich sodann entschieden genichtet. Hierzu heißt es:

Die Gründe zur Vermehrung dieses Uebels sind vielleicht in ganz andern, kräftiger und allgemeiner auf unsere Sitten wirkenden Dingen zu suchen; und wenn man vom Dichter verlangen wollte, er sollte dem Eindruck dieser Dinge entgegen arbeiten: so könnte er sagen: das thut Teilnehmung an Leiden anderer aufs kräftigste; aber auch die kann nichts mehr, als die Uebel zerstreuen, nicht sie heilen.⁴²

Insofern auch ließ Blankenburg erkennen, daß er zwischen der Tatsache solch selbstmordbefördernder zeitgenössischer Verhältnisentwicklung und einer dem Anspruch individueller Wahrhaftigkeit verpflichteten Romanprosa durchaus einen Zusammenhang sehe. Und er deutete an, die Rezeption einer derartigen Prosa sei jedenfalls geeignet, den von den Verhältnissen auf sich zurückgeworfenen einzelnen zu verständigen und damit seiner (Über-)Lebensfähigkeit zuzusprechen. Wenn dies nun aber ein Rezeptionsdenken war, das traditionelle aufklärerisch didaktische Vorstellungen gewiß hinter sich ließ, so kam Blankenburg dann freilich andererseits doch pädagogikbewußt auf „Aeltern, Lehrer“⁴³

⁴⁰ [Ernst August Anton von Göchhausen:] *Das Werther-Fieber, ein unvollendetes Familienstück*. Nieder-Teutschland 1776, S. 205.

⁴¹ In: Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. 1775, 18. Band, 1. Stück. Zitiert nach: Braun (Anm. 1), S. 206.

⁴² Ebenda, S. 204.

⁴³ Ebenda, S. 205.

zu reden, denen ein Roman wie der *Werther* bedeutsam sein müsse, sie zur weiseren Lenkung ihrer Zöglinge zu qualifizieren. „Wer kann sichrer führen, als der alle Abwege kennt?“⁴⁴

Doch wie auch immer Blankenburg in seiner Studie für eine unkategorische, gleichwohl nicht schlechthin dem Roman verfallende Lektüre warb, einen Einfluß auf das Streitgeschehen und erst recht auf das der literarischen Streitvermarktung hatte seine Stimme kaum. Und überhaupt nicht zur Geltung kam diejenige von Jakob Michael Reinhold Lenz. Dessen *Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers*, voller Hohngelächter über Nicolai und feierend die Schönheit des großen „Enthusiasmus“⁴⁵, der das gesamte Buch durchwalte, blieben seinerzeit ungedruckt. Lenz hatte das Manuskript vermutlich im Spätwinter 1775 an Goethe geschickt; dieser leitete es zwecks Beförderung zum Druck an Friedrich Heinrich Jacobi weiter. Von dem jedoch kam der Rat, es besser unpubliziert zu lassen; der begründende Satz lautete so: „[...] was Lenzens Briefe uns so lieb macht, daß wir auch das Stammeln und die blasse Farbe des Schönen reizend finden, das fassen nur die welche jener Briefe eigentlich nicht bedürfen [...]“⁴⁶. Goethe ließ sich dies gesagt sein.

Aporien, die auf dem Weg zur Moderne sich offenbarten. Goethe hatte in seinem Roman die Leidensgeschichte eines emanzipierten, unbedingt auf sich bestehenden, dabei gefühlsintensiv agierenden Individuums literarisch gefaßt, das schließlich sich selbst zerstört; und er hatte diese erzählerisch nicht relativierte Geschichte unverzüglich einem Lesepublikum überantwortet, von dem er wohl insgeheim hoffte, es nehme sie auf als ein mündiges, das von dem ästhetischen Text frei sich anregen lasse. Tatsächlich indes avancierte der Roman einerseits zum Kultbuch, was wiederum jene orthodox-religiös bestimmten wie auch jene ideologisiert vernunftdidaktisch gegründeten Abwehrreaktionen, die andererseits provoziert wurden und dabei auf eigene Weise sich befehdeten, nur noch verstärkte. Und es war, was dergestalt aufbrach, auch kaum nur ein Generationskonflikt. Vielmehr wirkte der Goethesche Roman geradezu als erregendes Moment, welches das Moderne-Dilemma je anders gerichteter, dabei parteibildender Fixiertheit in Erscheinung treten ließ – und eben auf eine Weise in Erscheinung, daß die einschlägigen Meinungsgefechte keineswegs die Hoffnung zu nähren vermochten, die Horizonte könnten am Ende wohl doch noch sich öffnen. Der Streit ebte allmählich ab, wie es sich auch mit dessen marktgängiger Vernutzung begab. Beides verbrauchte sich: im Laufe der Zeit. Goethe aber hat einen Text von der Art seines *Werther* nie wieder geschrieben. Selbst dazu verstand er sich, den Roman schließlich zu überarbeiten und einiges an Provozierendem abzumildern. Und es war denn auch diese seine Erfahrung des *Werther*-Streits, die dann maßgeblich zur Ausbildung einer solchen Schreibdisposition beitrug, durch die Partikularisierung, die Freisetzung von „Faktionsgeist“ ausdrücklich unerregt bleiben sollte. Mehr noch: Jenes „ganzheitliche Bestreben“ verschaffte sich Geltung, das bestimmt wurde, der geteilten Welt zu entgegnen – als eine Art Antidoton. Dabei blieb die Publikumsskepsis, die der *Werther*-Streit in ihm hervorgerufen hatte, auf eine nicht nur latente Weise aufrechterhalten. Das Bewußtsein, daß er beim Publikum an Aufnahmebereitschaft wenig erwarten konnte, wurde ihm unverlierbar. Wenn er sich aber nach Jahrzehnten denn doch dazu hinreißen ließ, dieses Publikum nun regelrecht zu beschimpfen, dann gewiß auch

⁴⁴ Ebenda, S. 206.

⁴⁵ Jakob Michal Reinhold Lenz. *Werke und Briefe in drei Bänden*, hrsg. von Sigrid Damm. Leipzig 1987, Bd. 2, S. 679 und öfter.

⁴⁶ Ebenda, S. 915 (zitiert nach dem Herausgeberkommentar).

deshalb, weil der Verdruss über den Status quo in Gelassenheit nicht dauerhaft beherrscht werden konnte. Im übrigen gab es den *Xenien*-Partner Friedrich Schiller, der nach anfänglichem Zögern einen unbrembaren Eifer an den Tag legte. Ausgelöst haben die *Xenien* eine Reaktion, die in manchem der auf den *Werther* ähnelte, nur daß, mitbedingt durch die Goethe- und Schiller-Texte selbst, diesmal noch weitaus grobschlächtiger gefochten wurde. Und es war Goethe, gegen den sich die Erwiderungsschriften in erster Linie richteten. Im Unterschied zu Schiller war er vorbelastet; den *Werther* hatte man ihm – wie auch den *Götz* – nicht vergessen; den Jüngeren sah man zumeist als den lediglich gedungenen Mitmacher: in einer bösen Unternehmung, die eben einzig der sattsam bekannte Amoralist von Jugend an initiiert haben konnte. Am prägnantesten formulierte in einem Brief Jean Paul, was nach Lektüre der *Xenien* sehr viele bestätigt fanden: „Göthens Charakter ist fürchterlich: das Genie ohne Tugend mus dahin kommen.“⁴⁷

⁴⁷ An Friedrich Ludwig Christian von Oertel, 22. Oktober 1796. In: *Jean Pauls Sämtliche Werke*. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Abt. III: Briefe. Berlin 1956–1964, Bd. 2, S. 260.